

Una LaMarche  
Unsere fünf Sommer



Una LaMarche  
Unsere fünf Sommer

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Stephanie Singh

dtv

Ausführliche Informationen  
über unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Deutsche Erstausgabe  
2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH und Co. KG, München  
© 2013 Una LaMarche  
Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Five Summers«,  
2013 erschienen bei Razorbill  
This edition published by arrangement with Razorbill, a division of  
Penguin Young Readers Group, a member of Penguin Group (USA) LLC  
© für die deutschsprachige Ausgabe:  
2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH und Co. KG, München  
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky  
unter Verwendung eines Fotos von Miss Bookcover/Lilly Vasic  
Gesetzt aus der Goudy Oldstyle 10,5/13  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: CPI Ebner & Spiegel, Ulm  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-74016-6

*Für UTAH*

*(Ich meine die Mädels, nicht den Bundesstaat)*



## *Prolog von Emma*

*Im fünften Sommer,  
als die Mädchen 14 waren  
und ihren letzten Abend im Ferienlager verbrachten*

Bei manchen Dingen hat man das Gefühl, dass sie einfach nie passieren werden. Das gilt für Kleinigkeiten – etwa den ersten Frühlingstag nach einem bitterkalten Winter oder den Moment, in dem es einem endlich gelingt, den Stiel einer Kirsche mit der Zunge zu verknoten. Und es gilt für Größeres. Zum Beispiel schwafeln meine Eltern – die übrigens absolute Nerds sind – manchmal irgendein romantisches Zeug über den Halleyschen Kometen. Er wurde zuletzt zehn Jahre vor meiner Geburt gesichtet. Meine Eltern waren einander damals noch nicht begegnet und trugen beide völlig unironische Vokuhila-Frisuren. Eigentlich müsste ihnen das heute peinlich sein, aber Mom krault Dad bloß im Nacken und hält die identischen Frisuren für den Beweis, dass die beiden *bashert* – Jiddisch für Seelenverwandte – seien. (Klar, Mom. Hauptsache, es hilft dir, den Anblick der alten Familienfotos zu ertragen.) Der Halleysche Komet wird jedenfalls erst wieder zu sehen sein, wenn ich fünfundsechzig bin. Fünfundsechzig! Ich schlafe immer noch mit einem Plüschhund namens Harold, den ich mit sechs Jahren geschenkt bekommen habe, und kann mir gar nicht vorstellen, jemals Seniorenrabatt im Museum zu erhalten. Das kommt mir so erfunden vor wie diese düsteren Actionfilme, die in der Zukunft spielen

und in denen jemand mit Grabesstimme aus dem Off sagt: »In einer Welt, in der ...«

*In einer Welt, in der nichts so ist, wie es scheint, und in der niemand sicher ist.*

Genau so hat sich die letzte Nacht im Ferienlager angefühlt. Wie ein unerwartetes Ende, das mich – und uns alle – völlig überrascht hat.

Wir waren damals vierzehn Jahre alt und hatten die letzten fünf Sommer gemeinsam im Camp Nedoba verbracht. Wir, das waren ich, Skylar, Maddie und Jo. Wir nannten uns »die JEMS«. (Zu unserer Verteidigung muss ich sagen, dass unsere Anfangsbuchstaben leider nur in dieser Reihenfolge einigermaßen gut klingen. SMEJ war nicht mal halb so elegant ...)

Wir waren unzertrennlich und das dreißig Hektar große Gelände des Ferienlagers im Osten von New Hampshire mit seinen sanften Hügeln, Feldern und Wäldern war unser ganz eigenes Paradies. Deswegen war der letzte Abend immer eine große Sache. Und in diesem Jahr bedeutete er nicht nur, dass der Sommer vorbei war, wir uns tränenreich verabschiedeten und einander das Wiedersehen nach neun Monaten im »echten« Leben versprachen. Diesmal war es das wirklich allerletzte Jahr im Ferienlager und deshalb wirklich unser allerletzter Abend. Und deshalb sollte er besonders schön werden.

Die Sommer im Camp Nedoba begannen stets mit einem großen Lagerfeuer am See. Mack Putnam, der Leiter des Ferienlagers, scherzte immer, wie viel Geld ihn die zusätzliche Versicherung kostete, aber eigentlich war das Feuer für die Abenaki-Indianer ein bedeutsames Ritual. Mack ist nur zu einem Achtel Abenaki, aber alles im Camp ist nach diesem Stamm benannt. *Nedoba* heißt zum Beispiel *Freund* und Mack gehört einem Stammesrat an, der alle paar Monate ein Indianerfest veranstaltet. Doch wer jetzt an irgendeinen Klischeeindianer denkt, liegt völlig



falsch. Mack sieht eher aus wie ein ganz normaler Familienvater vom Typ Sportlehrer mit Schnauzer. Aber sein kulturelles Erbe ist ihm eben sehr wichtig. Jo sagt, nachdem Macks Frau ihn verlassen habe, sei er zu einem indianischen Schamanen gegangen und habe am nächsten Tag das Ferienlager gekauft. Jo ist immerhin seine Tochter – sie muss es also wissen.

Unser letztes Lagerfeuer unterschied sich nicht groß von unserem ersten – außer, dass wir inzwischen alle Lieder auswendig kannten und lauter mitsangen als alle anderen. Wir kannten das Lied von dem Jungen und dem Mädchen im Kanu, das über Johnny Appleseed und das seltsam fröhliche über den Untergang der Titanic. Mitsingen fiel uns so leicht wie Atmen. Aber anders als sonst sahen wir am Ende nicht zu, wie die Betreuer den Älteren eilig gebastelte Papierurkunden überreichten. Diesmal nämlich riefen die Betreuer *uns* mit Namen auf und vergaßen auch die Spitznamen nicht, die sie uns gegeben hatten und die sie wohl für lustig hielten. Ich fand sie eher sinnlos. Spitznamen zeigen nur, wie andere Menschen dich sehen; sie reduzieren dich auf deine deutlichsten Merkmale und entsprechen in den meisten Fällen nicht dem Bild, das wir von uns selbst haben. Nur die besten Freunde kennen dein wahres Ich; sie sehen, was niemand sonst sieht und was man erst nach langer Zeit entdeckt und schätzen lernt. Deshalb hatten wir vier unsere ganz eigene Zeremonie.

In unserem ersten gemeinsamen Sommer hatte ich – beinahe aus Versehen – mit dem Freundschafts-Pakt angefangen. Es war eine Art Verhaltenskodex, den wir jedes Jahr um neue Regeln ergänzten. Der erste Pakt war ein einfaches Blatt Papier, das wir zu einem Fächer falteten und mit Aufklebern verzierten. Im nächsten Jahr brachte Skylar einen Stapel Karteikarten und ein ledernes Notizbuch mit. Auf das seidene Futter des Büchleins hatte sie eine Karte des Ferienlagers gezeichnet. Am letzten

Abend jedes Sommers fügte jede von uns einen neuen Schwur hinzu. Ich kann nicht für die anderen sprechen, aber ich verband mit diesem Ritual bald einen gewissen Aberglauben: Wenn wir es durchführten, würden wir einander nie verlieren. Und nie vergessen.

Es war nicht schwer, sich für das Ritual fortzuschleichen. Mack war ein toller Leiter, aber er führte das Camp beinahe allein. Nur tagüber unterstützten ihn ein Helfer und eine Krankenschwester. Natürlich gab es die Betreuer, aber auf einen von ihnen kamen acht von uns. Wenn man sich geschickt anstellte, gab es deshalb immer Gelegenheiten, sich davonzustehlen, vor allem während des letzten Lagerfeuers, wenn alle mit Limo und Keksen vollgestopft und zudem noch aufgereggt waren, weil es der letzte Abend war. Später begriff ich, dass die Betreuer ihre eigenen Sorgen hatten und froh waren, wenn wir mit unseren kleinen Teenager-Grenzüberschreitungen beschäftigt waren, während sie sich um ihre Probleme kümmerten.

Also schlichen wir durch den dunklen Wald, der uns tagsüber so vertraut und nachts trotzdem noch unheimlich war – obwohl es uns damals vorkam, als gehörte er uns allein. Wir fanden uns blind zurecht: Über den umgefallenen Baum am Fuß des Hügels waren wir zum Beispiel einfach schon zu oft gestolpert. So gelangten wir schließlich ans Ufer von Lake Ossipee. Ruhig und glänzend wie eine frisch gewischte Tafel lag der See vor uns. Bald würden die Betreuer in die Mitte des Sees rudern, um von den Booten aus das große Feuerwerk zu starten. Aber für ein paar Minuten gehörten die Ruhe und der See noch uns allein. Wir schleuderten die Flipflops von den Füßen und setzten uns im Kreis ans Ufer. Unsere sonnengebräunten Knie berührten einander. Jo nahm ihr Bandana vom Kopf und breitete es auf dem Kies aus. Ich holte das Notizbuch aus dem

Rucksack und legte es vorsichtig vor uns hin. Inzwischen war es so voll, dass es sich nicht mehr richtig zuklappen ließ. Letztes Jahr war es Skylar und mir nur mit vereinten Kräften gelungen, es zu schließen.

»Fertig?«, fragte ich und verteilte die Filzstifte.

»Ich kann nicht glauben, dass wir das heute zum letzten Mal machen.« Maddie zog ihre mit Sommersprossen übersäten Knie an die Brust. In ihren hellblauen Augen, die unter den rotbraunen Locken hervorblitzten, schimmerten Tränen. Von uns allen schien sie das Ende unserer gemeinsamen Zeit im Ferienlager am stärksten zu belasten. Am ersten Tag des diesjährigen Camps hatte sie Cocheco, die begehrte Hütte der ältesten Mädchen, betreten, ihre Taschen mit einer dramatischen Geste fallen lassen und gerufen: »Das ist meine letzte Anreise!« Den ganzen Sommer lang hatten wir uns darüber kaputtgelacht.

»Du darfst als Letzte, dann dauert es länger«, sagte Jo knapp. Auf Gefühlsausbrüche hatte sie noch nie besonders geduldig reagiert. Allerdings hatte sie auch selten Gelegenheit, sich wie ein normaler Teenager zu benehmen. Sie kümmerte sich allein um ihren Vater und diese Aufgabe nahm sie sehr ernst. Wahrscheinlich wurde sie deshalb hier im Camp zur verantwortungsvollsten Teilnehmerin gewählt. Wenn sie nicht in der Nähe war, nannten die meisten hier sie »Mini-Mack«. Sie wusste das, tat aber so, als habe sie von dem Spitznamen keine Ahnung. Irgendwie schien sie es aber darauf anzulegen: Sie kleidete sich wie er, trug immer beige Cargohosen und ein grünes Camp-Nedoba-T-Shirt und band ihre schwarzen Haare zu einem glatten Pferdeschwanz.

»Johannah«, mahnte Maddie mit hochgezogenen Augenbrauen. Jo hasste es, wenn wir sie mit ihrem vollen Namen ansprachen, und Maddie ließ natürlich keine Gelegenheit dazu aus. »Tu nicht so, als würdest du mich vermissen.« Sie schlug nach einer Mücke, die um ihre Knöchel kreiste. (Bekanntlich

wird in einer Gruppe immer nur eine Person gestochen. Bei uns war das Maddie mit ihrem süßen Südstaatlerblut.)

»Natürlich werde ich dich vermissen«, beharrte Jo und kritzelte etwas auf ihre Karte. »Aber es ist ja nicht für immer. Eigentlich ...« Sie hielt die Karte hoch und las laut vor: »Regel Nr. 17: Beste Freunde kommen jedes Jahr wieder, um gemeinsam mit Jo als Betreuer zu arbeiten.« Sie warf die Karte in die Mitte des Kreises, verschränkte die Arme und grinste trotzig in die Runde.

»Ach komm, das gilt nicht«, widersprach Skylar. »Das können wir nicht versprechen.« Keinem von uns war ein Mitarbeiterposten sicher – außer Jo, deren Vater im Sommer natürlich hier beschäftigt war und die sonst niemanden hatte. Wir anderen mussten unsere Bewerbungen für die Highschools schreiben. Es war nicht fair, genauso wenig wie die Tatsache, dass Jo eine Meile in sieben Minuten laufen konnte, obwohl sie nichts als Schokoriegel und Softdrinks in sich hineinstopfte.

»Emma.« Jo wandte sich seufzend an mich. »Ich dachte, wir dürften einander nichts verbieten.« Das war Regel Nr. 16.

»Aber sie hat recht«, wandte ich ein. »Darauf haben wir keinen Einfluss. Und der Pakt muss Regeln umfassen, an die wir uns auch halten können.«

»O.k.« Sie kaute nachdenklich an ihrem Stift herum. »Wie wäre es damit? Regel Nr. 17: Beste Freunde tun alles Erdenkliche, um sich jedes Jahr an dem Ort wiederzutreffen, an dem sie sich kennengelernt haben?«

Ich nickte lächelnd, obwohl mir bereits damals klar gewesen sein musste, dass es nicht besonders realistisch war. Während des Schuljahrs waren wir über die gesamte Ostküste verteilt. Maddie wohnte am weitesten weg, fast neunhundert Meilen südlich in North Carolina. Deshalb hatte sie heute Abend den Titel Frequent Flyer erhalten – worüber sie ziemlich enttäuscht war. Zwar gab es in unserem Ferienlager in New England nicht

viele Teilnehmer aus South Carolina, aber der Titel war nicht besonders kreativ. (»Das ist so allgemein«, beschwerte sie sich. »Lieber hätte ich ›das meiste Holz vor der Hüttn‹ gehabt!« Was zugegebenermaßen korrekt gewesen wäre.)

»Darf ich jetzt?« Skylars Karte war bereits mit Kohlestift verschmiert. Sie war zur »künstlerisch begabtesten Teilnehmerin« gewählt worden. Dass der Spitzname zutraf, sah man schon an den Resten von Acrylfarbe und Bleistift unter ihren lilafarbenen lackierten Fingernägeln. Der bunte Dreck ging einfach nicht weg, egal wie kräftig sie schrubbte. Hier in Nedoba hatten wir Gemeinschaftsduschen, also wusste ich, dass sie sich damit Mühe gab. Und ich wusste auch, dass sie den perfekten Körper hatte. Wäre sie nicht eine meiner besten Freundinnen gewesen, hätte ich sie wahrscheinlich – wie in den Cartoons – am liebsten verprügeln wollen. Sie räusperte sich und las vor: »Regel Nr. 18.« Sie lächelte. »Die Achtzehn gefällt mir, sie ist pastellfarben und irgendwie orange.«

»Ist Regel Nr. 18 ein Eis am Stiel?«, fragte Jo und gab Skylar einen freundschaftlichen Stups. Skylar behauptete, die Farben der Zahlen und Buchstaben »sehen« zu können. Meine Mutter, eine Diplompsychologin, bezeichnete diese Fähigkeit als Synästhesie, aber wir hielten »Hippie« für den korrekten Fachausdruck, weil Skylar in einer Künstlerkommune in Pennsylvania aufgewachsen war.

»Seid ruhig«, forderte Skylar. »Mit dem Kommentar hab ihr die Regel schon gebrochen. Regel Nr. 18: Beste Freunde behandeln einander respektvoll.« Sie legte ihre Karte langsam und vorsichtig auf den Stapel, als wolle sie das Gesagte unterstreichen. Maddie warf ihr ein Küsschen zu.

»Sie benimmt sich so, weil sie verliebt ist«, sagte sie und sah Jo bedeutungsvoll an.

Das Thema Respekt war Skylar in diesem Sommer besonders

wichtig. Sie hatte etwas mit einem Jungen angefangen, der sie überhaupt nicht respektierte. Leider sollte sich das in ihrem späteren Leben noch häufiger wiederholen. Zeke Tanner sah großartig aus, war talentiert und ein »Grübler«, was meiner Meinung nach nur ein anderer Ausdruck für »böse« war. Mir erzählte sie mehr von ihm als Maddie und Jo – wahrscheinlich weil Skylar und ich einander noch etwas näherstanden als den anderen. Selbst in einer so eng befreundeten Gruppe ist es schwierig, nicht in noch kleinere Grüppchen zu zerfallen. Skylar und Zeke knutschten schon seit dem ersten Tanzabend miteinander herum, aber in letzter Zeit hatte er Druck auf sie ausgeübt. Er wollte mehr. Solange sie darüber nachdachte, ignorierte er sie in der Öffentlichkeit komplett. Natürlich hatte ich ihr gesagt, dass sie so einen manipulativen Kerl auf keinen Fall näher an sich heranlassen sollte, aber Sky schwor, er sei gar nicht so schlimm und eigentlich ein Dichter. Ich hielt das für unwahrscheinlich, denn ich hatte ihn noch nie ein Wort mit mehr als zwei Silben sagen hören. Aber ich hielt den Mund. Meistens zumindest.

Skylar hatte schon immer viel Aufmerksamkeit bekommen, und zwar nicht nur von Jungs, sondern von allen Leuten. Selbst als Jugendliche war sie so schön, wie es jeder gerne wäre und fast niemand ist. Sie trug kein Make-up (dass sie es hasste, fand ich ironisch, da sie so viel Zeit damit verbrachte, weiße Leinwände zu verschönern). Trotzdem sah sie immer aus, als sei sie gerade einem Renaissancegemälde entstiegen, auf dem die Menschen im Gras liegen und Granatäpfel essen, während über ihnen die Cherubim kreisen. Selbst wenn sie sich zwei Tage nicht gekämmt hatte und gerade aufgestanden war, fragten die Leute sie, wie sie ihre blonden, gewellten Haare genau so hinbekommen hatte. Mich dagegen kannten viele Jungs hier in Nedoba als »Skylars Freundin Emma« – und das nach *fünf Jahren!* Adam Loring hatte mich als Erster so genannt. Wenn ich Glück hatte und jemand

sich an meinen polnischen Nachnamen erinnerte, nannten sie mich auch manchmal »Zen«.

Wahrscheinlich hätte ich dankbar sein müssen, dass ich bei der Abschlussfeier wenigstens nicht diesen Titel erhalten hatte. Stattdessen wurde ich »Größte Leseratte«, was übersetzt so viel hieß wie »zum Herumknutschen völlig ungeeignet«. Den Titel habe ich nur erhalten, weil ich für die Neunte nächstes Jahr *Jane Eyre* lesen musste und das Buch ein paar Mal zum Frühstück mitgebracht hatte. Ich war also keineswegs eine vierzehnjährige Bibliothekarin oder so. Hier im Camp verbrachte ich viel Zeit damit, die Leute zu überzeugen, dass ich cooler war, als ich aussah. Da war es hilfreich, mit Skylar befreundet zu sein.

»O.k.«, seufzte Maddie theatralisch. »Ich bin bereit. Regel Nr. 19: Beste Freunde gehören zur Familie.« Strahlend legte sie ihre Karte auf den Stapel. Keiner von uns hatte je Maddies Familie kennengelernt, weil sie immer mit dem Taxi hergebracht und abgeholt wurde. Ihre Mutter war irgendeine wichtige Unternehmensberaterin, ihr Vater Herzchirurg, und beide arbeiteten quasi rund um die Uhr. Maddie sprach nicht viel über ihre Eltern, und ich hatte das Gefühl, sie müsse einsam sein und war vielleicht deshalb so emotional, weil ihr ihr Zuhause etwas fehle. Wie sich herausstellen sollte, hatte ich nicht die leiseste Ahnung, was wirklich los war.

»Das ist ja ganz süß, Mad, aber ... eine richtige Regel ist das nicht«, fand Jo, kramte in der Hosentasche nach einem übrig gebliebenen Marshmallow und steckte es sich in den Mund.

»Wer bestimmt das denn bitte?« In nur einer Millisekunde gelang Maddie der Übergang von sentimental zu harsch. Man konnte ihre Gefühle ganz genau in ihrem Gesicht lesen, wie elektrische Strömungen, die direkt unter der Haut liefen. Ich war überzeugt, dass sie eine große Schauspielerin werden konnte, wenn sie nur wollte.

»Ihr zwei streitet echt wie Schwestern«, bemerkte Skylar.

»Stimmt«, unterstützte ich sie.

Maddie schien besänftigt.

»O.k., Em.« Jos Stimme war ganz ernst. »Du hast damit angefangen, also musst du es auch zu Ende bringen.«

»Nicht dass ich mich unter Druck gesetzt fühle oder so«, lachte ich. Mein letzter Beitrag zu unserem Freundschaftspakt bestand aus ordentlicher, rosafarbener Blockschrift. Und war gemogelt, denn eigentlich war es eher ein Wunsch als eine Regel. Als ich ihn laut vorlas, hatte ich das Gefühl, eine Münze in einen Brunnen zu werfen und entgegen jeder Vernunft darauf zu hoffen, dass der Wunsch in Erfüllung ging.

»Regel Nr. 20.« Ich machte eine dramatische Pause. »Beste Freunde helfen sich immer gegenseitig dabei, ihre Träume zu verwirklichen.«

Skylar zog die Augenbrauen hoch und lächelte mich verschwörerisch an. Sie wusste, dass zu der Regel noch ein unausgesprochener zweiter Teil gehörte.

»Ich helfe dir gerne!« Maddie zwinkerte mir zu. »Sag mir einfach, wo er ist.«

O.k., vergesst es. Ein ausgesprochener zweiter Teil. An diesem letzten Abend in Camp Nedoba wollte ich nämlich einen ganz besonderen Traum verwirklichen.

Ich wollte endlich den Mut finden, Adam Loring meine Liebe zu gestehen.

Aber zuerst mussten wir den Pakt besiegeln.

Alles, was dazu nötig war, holte ich aus meinem Rucksack: eine Thermoskanne mit Limo, die Maddie aus einem der Kühlbehälter in der Cafeteria geklaut hatte, einen Plastikbecher, vier unförmige, kurze Kerzen, die Skylar und ich beim Werken gemacht hatten, und eine Schachtel Streichhölzer – die hier verboten waren und die Jo aus Macks Büro entwendet hatte. Mack



bewahrte dort Dinge auf, die er konfisziert hatte, zum Beispiel Mobiltelefone, Taschenmesser oder Bücher mit halb nackten, muskelbepackten Kerlen auf dem Cover.

»Schnell«, drängte Jo. Vom Wald her hörten wir Blätterrascheln. Lange würden wir nicht mehr alleine sein.

Das mit den Kerzen machten wir erst seit zwei Jahren, weshalb wir dabei nicht besonders koordiniert voringen. Immerhin schafften wir es, ohne uns gegenseitig die Haare in Brand zu stecken. Ich zündete meine Kerze an und hielt sie in die Mitte des Kreises. Die anderen drei entzündeten ihre Kerzen an meiner Flamme, während wir einen kleinen Schwur aufsagten, den wir in unserem zweiten Sommer hier erfunden hatten: »Du bist meine Rose und stichst mich doch nicht/ Wir schwören uns Freundschaft, die niemals zerbricht.« (Nicht gerade nobelpreisverdächtig, ich weiß. Aber zu unserer Entschuldigung muss ich betonen, dass wir gerade mal elf Jahre alt waren, als wir uns den Spruch ausgedacht hatten!) Dann nahm jede einen Schluck von der Limonade. Dazu hatte uns ein keltisches Ritual inspiriert, über das Maddie mal etwas im Internet gelesen hatte. Oder stammte die Idee doch aus der griechisch-orthodoxen Hochzeitszeremonie ihrer Tante? Maddie konnte sich nicht so genau erinnern.

Wir pusteten die Kerzen aus und sahen einander in der Dunkelheit an.

»Zum Glück ist es das letzte Jahr«, sagte Maddie schließlich. »Das ließe sich nur noch durch ein Jungfrauenopfer steigern.«

»Bloß nicht!«, rief Jo und legte den Finger an die Nase.

»Bloß nicht!«, stimmte Maddie ein.

Skylar und ich berührten unsere Nasen genau gleichzeitig, sahen uns an und lachten. Und dann sah ich am Himmel eine Sternschnuppe. Ich wusste genau, dass es ein Zeichen war. Es musste ein Zeichen sein.

Eine halbe Stunde später war ich davon schon nicht mehr so überzeugt. »Er kommt nicht zurück«, sagte ich zu Skylar. Inzwischen waren ein paar andere Campteilnehmer aus unserem Jahrgang ans Ufer des Sees gekommen und schlichen sich paarweise ins Gebüsch. Man hörte schmatzende Geräusche, Kichern und Flüstern. Die meisten Betreuer waren damit beschäftigt, die jüngeren Teilnehmer in die Betten zurückzuscheuchen, und die wenigen anderen waren draußen auf dem See und stritten lautstark darüber, wie sie das Feuerwerk in Gang setzen sollten, ohne sich selbst in die Luft zu jagen.

»Doch«, widersprach Skylar.

Jo verdrehte die Augen. Sie verdrehte immer die Augen, wenn wir über Adam redeten. Sie mochte ihn zwar – jeder mochte ihn, man musste ihn einfach mögen –, aber sie sprach nicht gern über Jungs. Soweit ich weiß, war Jo noch nie in jemanden verliebt gewesen, außer in Michael Phelps, und selbst das nahm ein jähes Ende, als sich im Internet das Foto von ihm beim Kiffen verbreitete. Sie verstand nicht, was ich an Adam fand, aber ich wusste auch, dass sie nichts dagegen hatte. Immerhin hatte sie ihren Vater Mack gebeten, auf die Jugendlichen am Ufer aufpassen zu dürfen, während er die Feuerstelle säuberte. Sie wollte mir etwas Zeit mit Adam verschaffen.

Doch nicht nur ich hoffte auf eine Chance. Aus dem dunklen Wald kam jetzt Zeke. Sein hellblondes Haar fiel ihm in die Augen. Er sah aus wie ein Tänzer aus einer Boygroup. Er flüsterte Skylar etwas ins Ohr und sie kicherte.

»Können wir uns später wieder treffen?« Sie war schon aufgestanden und wartete unsere Antwort gar nicht erst ab.

»Vergiss nicht: Pyjamaparty in der Hütte!«, rief Jo.

Maddie nahm Jo in die Arme. »Keine Sorge – ich mache ganz sicher mit. Ich habe keinen hübschen Prinzen, der mich auf einen romantischen Streifzug in den Wald entführt.«

»Ich auch nicht«, seufzte ich. »Ich könnte genauso gut ein T-Shirt tragen, auf dem steht: *Ich war fünf Jahre lang in Adam Loring verliebt und habe doch bloß dieses blöde T-Shirt bekommen.*«

»Das wäre aber gut geeignet, um ein Gespräch mit ihm anzufangen.« Jetzt umarmte Maddie mich. »Aber er mag dich. Ich weiß es.«

»Und wo ist er dann?«, stöhnte ich. Vorhin beim Feuer war er aufgestanden, um mir einen Pulli zu holen, aber seitdem hatte ihn niemand mehr gesehen. Wenn er mich mochte, würde er doch nach mir suchen und mich auf eine mondbeschienene Lichtung entführen, wie Zeke es mit Skylar gemacht hatte. Vielleicht hatte er das mit dem Pulli vergessen. Vielleicht hatte er es nur als Ausrede benutzt, um mich loszuwerden.

Plötzlich horchte Jo auf. Ihr Rücken war mit einem Mal so gerade wie ihr tiefschwarzer Pferdeschwanz, der ihr fast bis zur Hüfte reichte. Sie legte einen Finger an die Lippen. »Ich glaube, ich habe gerade einen Reißverschluss gehört«, flüsterte sie entsetzt. »Das Ganze war keine gute Idee.«

»Ach komm«, sagte Maddie. »Vielleicht gießt nur irgendein Junge die Wildblumen. Du weißt schon.« Ich grinste, aber Jo schien den Witz nicht zu verstehen. Sie sprang auf, lief in Richtung der Bäume und blies in ihre Pfeife.

»Hol sie dir, Sheriff!«, rief Maddie ihr nach. Zu mir sagte sie leise: »Wir müssen ihr ein anderes Hobby besorgen.«

Ein paar Minuten später brachte Maddie meinen Rucksack mit den Utensilien für den Freundschaftspakt zurück in die Cocheco-Hütte. Jo war immer noch damit beschäftigt, die Orgie im Wald unter Kontrolle zu bekommen. Ich saß also ganz allein am Ufer. Normalerweise fühlte ich mich nicht wohl, wenn ich in der Öffentlichkeit allein war, aber heute war es o.k. So konnte ich mich in Ruhe von dem Ort verabschieden, an dem ich mich eher zu Hause fühlte als in meinem eigenen Zimmer im Haus

meiner Eltern. In der Dunkelheit wirkten die Lichter auf der anderen Seite des Sees wie Glühwürmchen über dem blauschwarzen Wasser. Der Wind rauschte in den Pinien. Ich weiß noch, dass ich mir damals wünschte, diese besonderen Geräusche des Camps nie zu vergessen: Das Knarzen des von all den Stürmen geschwächten hölzernen Stegs, das Prasseln des Regens auf den teergedeckten Hütten. Ich war sicher, dass ich sogar das berüchtigte Läuten vermissen würde, mit dem wir hier in Nedoba geweckt wurden und das für ungeübte Ohren so klang, als schlug ein Kleinkind mit einem Golfschläger auf einen gusseisernen Topf ein oder als musiziere Mack auf der zerbeulten kleinen Trompete, die er für zwanzig Dollar im Pfandhaus gekauft hatte. (Er hatte sich das Spielen selbst beigebracht, weshalb manchmal schwer erkennbar war, ob er Trompete spielte oder ob jemand auf dem benachbarten Bauernhof einem Ochsen ein Brandzeichen verpasste. Aber er übte beharrlich und wurde jedes Jahr ein wenig besser.)

Eigentlich sollte ich zur Hütte gehen und mit Maddie herumhängen, mich auf meine Freunde konzentrieren. Keine Ahnung, warum ich glaubte, dieser Abend würde für mich noch in einer Art Märchen enden. Nichts, was in letzter Minute geschieht, wird so, wie man es sich wünscht. Im Gegenteil, gerade dann passieren die meisten Fehler.

Adam und ich waren seit dem Ende des ersten Sommers befreundet. Damals waren wir während meiner ersten und letzten Kanustunde unter ein umgekipptes Kanu geraten. Seit unserem vierten Sommer flirteten wir heftig, wahrscheinlich weil ich seit damals keine Zahnsperre mehr trug und er mich nicht mehr unablässig damit ärgern konnte. Adam flirtete zwar mit jeder – ich konnte mich also auch täuschen –, aber ich hätte schwören können, dass zwischen uns etwas war, das ich mir nicht bloß einbildete. Wenn er mich manchmal so ansah, ganz ohne das schiefe